

Ein geistliches Zuhause

Was Christen über jüdische Identität wissen sollten

Rabbiner Daniel F. Polish*

Wir leben in einer bemerkenswerten Zeit. Nach 2000 Jahren Misstrauen und Feindschaft zwischen den jüdischen und christlichen Glaubensgemeinschaften sehen wir, wie sie dramatisch neue Wege der Begegnung finden. Von tiefgreifender Konsequenz waren für Juden die Besuche von Papst Johannes Paul II. und seines Nachfolgers, Papst Benedikt XVI., im Staat Israel. Warum ist das so bemerkenswert?

Weltweit begegnen sich Vertreter der beiden Glaubensgemeinschaften regelmäßig in Kollegialität und echter Freundschaft. Juden und Christen haben gemeinsam an einer Reihe von gesellschaftlichen Fragen gearbeitet und sich – in gegenseitiger Achtung und Offenheit – in formellen Gesprächen mit einer bemerkenswerten Bandbreite von Themen beschäftigt. Dazu gehörten z. B. Mel Gibsons Film „Die Passion Christi“, die Karfreitagsfürbitte im wiederbelebten tridentinischen Ritus und die Erklärung der US-Bischöfe zum Thema Evangelisierung und Mission (2009). Wir haben unsere Anschauungen über die Kulturgeschichte des Martyriums und des Heiligen Landes ausgetauscht, und gemeinsam haben wir die Filmreihe „Auf Gottes Wegen gehen“ entwickelt, die Erwachsenen unserer beiden Traditionen Einblick in die Bräuche und den Glauben der jeweils anderen Gemeinschaft geben sollen. Doch trotz wachsenden Entgegenkommens stoßen sich beide Gemeinschaften weiterhin wund an dem einen Thema: dem Staat Israel.

* Daniel F. Polish, PhD, ist Rabbiner der Gemeinde „Shir Chadash“ im New Yorker Hudson Valley. Der Originalartikel („*A Spiritual Home. What Christians should know about Jewish Identity*“), erschienen in der katholischen Wochenzeitschrift AMERICA (11.04.2011), ist einsehbar unter http://www.americamagazine.org/content/article.cfm?article_id=12803. Vermittelt und übersetzt aus dem Amerikanischen von Fritz Voll, Toronto, Kanada. Daniel Polish ist Autor der Bücher *Bringing the Psalms to Life* (2000), *Keeping Faith with the Psalms* (2003) und *Talking About God* (2007).

Allzu oft wird Israel zu einem schmerzhaften Keil, der sich der Vertiefung des Verständnisses zwischen Juden und Christen widersetzt. Bei diesem Thema scheinen wir aneinander vorbei zu reden oder – noch schlimmer – ganz verschiedene Sprachen zu sprechen. Diese Kommunikationsprobleme sind für beide Seiten schmerzhaft.

Sicherlich, es gibt Fälle, in denen klare und konstruktive Kommunikation zwischen Juden und Christen zum Thema „Israel“ möglich ist. Aber oft geht ein solches Gespräch von einer für Juden und Christen völlig unterschiedlichen Bewertung der Bedeutung des Staates Israel aus.

Als Jude scheint mir, dass sich diese christliche Diskussion über Israel nur im Bereich gesellschaftlicher Fragen und der Außenpolitik bewegt, ohne jeglichen Bezug zu Israels spiritueller Bedeutung. Für Juden, auch für solche, die mit der Politik der israelischen Regierung nicht immer einverstanden sind, hat Israel jedoch eine wesentlich andere Bedeutung. Wenn gläubige Juden hören, wie gläubige Christen über Israel sprechen, hören sie darin keinerlei Wertschätzung der grundlegenden spirituellen Rolle, die Israel im Leben der Juden spielt.

Liebe, Leid und Fehlkommunikation

Worum es bei dieser Fehlkommunikation geht, ist für das Verhältnis von Juden und Christen von großer Bedeutung. Eine Geschichte, die Martin Buber auf den chassidischen Meister Mosche Lob von Sasow zurückführt, fängt den Gefühlskonflikt dieser Beziehung ein. Mosche Lob erzählte, wie er in einem Gasthaus das Gespräch einiger Bauern mithörte. Nach vielem Trinken fragte einer der Bauern einen anderen: „Liebst du mich?“ Sein Begleiter sagte: „Natürlich habe ich dich lieb, ich liebe dich sehr.“ Darauf der erste: „Du sagst, du liebst mich, aber wenn du mich wirklich liebtest, würdest du wissen, was mich schmerzt.“

Mir hat das Verhalten mancher unserer christlichen Gesprächspartner Leid verursacht: z. B. dass viele protestantische Kirchen (im Gegensatz zu nur wenigen amerikanischen Katholiken) so bereitwillig das „Kairos-Palästina-Dokument“ von 2009 akzeptiert haben. Diese Erklärung leitet der palästinensischer Christen verurteilt die israelische Besetzung der palästinensischen Gebiete „als eine Sünde gegen Gott und die Menschheit“ und behauptet, dass „gewaltfreier Widerstand gegen dieses Unrecht Recht

und Pflicht aller Palästinenser, einschließlich der Christen“, sei. Damit negiert die Erklärung auf offensive Weise die eindeutige Verbindung, die zwischen Juden und dem Land Israel, der Wiege unserer Zivilisation, besteht.

Ein weiteres Thema war der lauwarne Tadel des Vatikans nach den Aussagen des griechisch-melkitischen Erzbischofs von Boston, Cyril Salim Butros, der im Oktober 2010 zum Abschluss der Bischofssynode des Nahen Ostens im Vatikan erklärte:

„Die Heilige Schrift rechtfertigt nicht die Rückkehr der Juden nach Israel und die Verdrängung der Palästinenser und die Besatzung der palästinensischen Gebiete durch Israel [...]. Wir Christen können vom ‚gelobten Land‘ nicht als ausschließliches Recht für ein privilegiertes jüdisches Volk sprechen. Diese Verheißung wurde von Christus aufgehoben [...]. Es gibt fortan kein auserwähltes Volk mehr, – alle Männer und Frauen aller Länder sind das auserwählte Volk geworden [...].“

Diese Aussage kam 45 Jahre nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil und der „Erklärung über die nichtchristlichen Religionen Nr. 4 (Nostra aetate)“, das ein neues, in unserem gemeinsamen biblischen Erbe verwurzeltes Zeitalter im jüdisch-katholischen Verhältnis eröffnete.

Nicht weniger schmerzlich war der theologische Prolog zum Entwurf einer Erklärung des „Middle East Study Teams“ der Presbyterianer in den USA (2010). Der Text schien eine Abtrennung der Juden von ihrer eigenen historischen Vergangenheit zu implizieren und ihnen damit ihr Selbstverständnis abzusprechen. Indem behauptet wurde, dass Juden keine wesentliche innere Verbindung zum Land ihrer historischen Vergangenheit hätten und diese Verbindung relativiert wurde, schuf das Dokument ein Bild jüdischer Identität, mit dem Juden sich schwerlich identifizieren können.

Obwohl diese christlichen Glaubensgemeinschaften seit langem Gespräche und Begegnungen mit jüdischen Gemeinschaften pflegen, scheinen sie die tiefgreifende Rolle, die das Land Israel im geistlichen Leben der Juden spielt, nicht begriffen zu haben (wobei ich davon ausgehe, dass es sich um Unwissenheit handelt und nicht um Gleichgültigkeit!). Die genannten Vorfälle, an denen Juden Anstoß nehmen, weil sie ihnen ihre eigenen Erfahrungen mit Israel zu verweigern scheinen, sollten Katholiken zu denken geben. Die 1974 vom Vatikan veröffentlichten „Richtlinien für die religiösen Beziehungen mit den Juden“ empfehlen, dass Christen „lernen, welche

Grundzüge für die gelebte religiöse Wirklichkeit der Juden nach ihrem eigenen Verständnis wesentlich sind“.¹ Für Katholiken sollte darum die den Juden eigene Wahrnehmung der religiösen Bedeutung des modernen Staates Israel für ihre eigene Beurteilung der Entwicklungen ausschlaggebend sein.

Zunächst ein Vorbehalt: Es ist wichtig zu betonen, dass für Juden die emotionale Anziehungskraft Israels unabhängig ist von der Politik der jeweiligen israelischen Regierung. Sie wirkt gleichermaßen auf jene, die eine bestimmte Regierung oder deren Maßnahmen begrüßen sowie auf jene, die daran verzweifeln. Diese Anziehungskraft greift viel tiefer.

Zweitens: Eine Anerkennung dessen, was Israel für Juden bedeutet, heißt auch nicht, dass Israel über jede Kritik erhaben sei. Es gibt genug Anlass, die Maßnahmen der Regierung Israels zu kritisieren. Juden, die es tun, werden oft des „Selbst-Hasses“ bezichtigt, Christen des Antisemitismus.

Beide Vorwürfe sind falsch. Christen, die über Israels Mängel sprechen wollen, sollten sich zuerst der Rolle Israels im emotionalen Leben ihrer jüdischen Freunde und Gesprächspartner bewusst werden und in diesem Zusammenhang die Realitäten des politischen Israel zu verstehen suchen.

Auf Jerusalem ausgerichtet

Die Macht, die Israel über das emotionale Leben der Juden ausübt, findet für mich einen materiellen Ausdruck in einem Kompass, den ich einmal sah, dessen Nadel nicht nach Norden, sondern stets in Richtung Jerusalem ausschlug. Eine führende Persönlichkeiten des Reformjudentums (dessen Berufslaufbahn begann, als die jüdische Reformbewegung noch virulent antizionistisch war) hatte in seinem Testament festgelegt, dass sein Grabstein mit einem Zitat des spanisch-jüdischen Dichters Jehuda Halevi (11./12. Jh.) beschriftet werden solle: „Mein Herz ist im Osten und ich bin im Westen.“

Was ist das Wesen dieser magnetischen Anziehungskraft, die Israel auf jüdische Herzen ausübt?

Auf der einfachsten Ebene findet die Kraft, die Israel auf Juden ausübt, eine Parallele in einer ergreifenden Erinnerung Barack Obamas in seinem

1) Vatikanische Richtlinien und Hinweise für die Durchführung der Konzilserklärung „*Nos-
tra aetate*“, Nr. 4, Freiburger Rundbrief XXVI (1974) 3–7, 3.

Buch „*Dreams From My Father. A Story of Race and Inheritance*“ (1995). Er schreibt darin über seinen ersten Besuch in Kenia:

„Über Wochen oder Monaten konnte man die Freiheit genießen, die aus dem Gefühl kommt, nicht beobachtet zu werden [...]. Hier war die Welt schwarz, und so warst du einfach nur du.“

Ersetzt man das Wort ‚schwarz‘ mit dem Wort ‚Jude‘, so hat man eine lebhafte Beschreibung dessen, was der Jude / die Jüdin in Israel fühlt. Es ist wie ein Ausatmen, auch wenn man seinen Atem nicht bewusst angehalten hat. Selbst die assimiliertesten Juden kennen dieses Gefühl, von Menschen umgeben zu sein, die das gleiche ‚Etikett‘ tragen, das man selbst trägt, die etwas Tiefgründiges und Grundlegendes gemeinsam haben. Selbst Juden, die ihrer Identität entfremdet sind, sprechen – oft staunend – über die Intensität des Gefühls, in Israel zu Hause zu sein.

Auf einer tieferen Ebene erinnern sich Juden an das kollektive Leben der Menschen. Jeder Jude, welchen Alters auch immer, ist sich der Tatsache bewusst, dass unser Leben dem Feuer des Holocaust entkommen ist. Ob bewusst oder unbewusst, Israel verkörpert für Juden die Vorstellung von der Auferstehung. Die Vermittler jüdisch-religiöser Praxis haben bewusst gehandelt, als sie *Jom HaSchoa*, den Tag des Gedenkens an den Holocaust, genau eine Woche vor *Jom HaAtzma'ut*, den Tag des Gedenkens an Israels Unabhängigkeit setzten – beide liegen in der Jahreszeit von Wiedergeburt und Erneuerung. Welcher Organismus kann den Verlust eines Drittels seines Körpers überleben? Spätere Generationen werden den Gedanken verstehen, dass das Volk Israel durch das Trauma der Schoa zugrunde gegangen wäre, hätte es nicht einen neuen Halt am Leben gefunden durch das Projekt der Rückgewinnung seiner historischen Heimat.

Neue jüdische Identität nach der Staatsgründung

Die Existenz Israels hat verändert, was es heißt, Jude zu sein, ob man nun dort wohnt oder nicht. Der Dichter Karl Shapiro hat diese Empfindung 1948 folgendermaßen ausgedrückt:

„Wenn ich den Namen Israel hoch angeschrieben sehe / zerbrechen die Zäune in meinem Fleisch; ich versinke tief / in einem gepolsterten Stuhl und lasse meine Seele ruhen.“

Dieses neu definierte Selbstwertgefühl mag es Juden ermöglicht haben, sich selbstsicherer und unbefangener am interreligiösen Dialog zu beteiligen und sogar aktiv am kulturellen und politischen Leben teilzunehmen. Sie fühlen sich als Teil der Gesellschaft und nicht mehr ausgegrenzt.

Israel verfügt über eine „inkarnatorische“ Dimension. Es verkörpert die Gesamtheit der Erfahrung und der Botschaft des jüdischen Volkes. Wenn Juden Spanien besuchen, finden sie es schön und bezaubernd, aber Spaniens Geschichte ist nicht die ihre. Selbst wenn die Vertreibung der Juden aus Spanien im Jahr 1492 immer eine traumatische Erinnerung für alle bleiben wird, Spanien ist für die jüdische Identität nicht in dem Maß notwendig, wie es Israel ist. Spanien sagt nichts aus über die Entstehung ihrer neugewonnenen Identität.

Wenn Juden Israel besuchen, dann sprechen seine Landschaft und seine historischen Stätten in intimer Weise zu ihnen. Es ist die Verkörperung der kollektiven Vergangenheit, die uns in unsere Geschichte versetzt und in uns ihre Bedeutung wachruft. Man könnte fast sagen, dass Israel eine ähnliche Funktion für Juden hat, wie die Kommunion für Katholiken. Gegen Mitte des 20. Jahrhunderts verunglimpften die führenden Männer der Sowjetunion Juden als wurzellose Kosmopoliten. Die Existenz des Staates Israel machte diese Beschimpfung zunichte.

Israel bietet Juden etwas, das sie seit dem Jahr 70, seit der letzten Vertreibung aus dem Land und den Anfängen ihrer Existenz als Diaspora-Volk nie gehabt haben. Der Philosoph Emil Fackenheim (1916–2003, Halle / Jerusalem) nannte es „die jüdische Rückkehr zur Geschichte“. Fackenheim impliziert, dass die Existenz eines jüdischen Staates Juden die Möglichkeit bietet, die Lehren ihrer Tradition auf einer breiteren Ebene zu verwirklichen, als das in ihrem Randdasein als Paria-Volk unter der Duldung anderer möglich war, wo über sie bestimmt wurde und sie selbst nie Darsteller auf der Weltbühne sein durften.

Ein jüdischer Staat bietet Juden die Chance, nicht länger die pathetischen Erben einer immer mehr schwindenden und an Bedeutung verlierenden Tradition zu sein. Ein jüdischer Staat bietet ihnen die Möglichkeit, Teil eines Volkes zu sein, das beauftragt ist, seiner Kultur in immer neuen Formen Ausdruck zu geben, nicht als statisches, versteinertes Museumsstück, sondern als ein lebendiger, dynamischer Organismus.

Schmerzvolle historische Existenz

Dieser Aufruf zum Wiedereintritt in die Geschichte bewirkt und erklärt den Schmerz, den viele Juden empfinden, wenn der Staat nicht die Ideale der ererbten Lehre verkörpert, wenn sein Judentum nur eine demografische Bedeutung hat, statt seinen Charakter zu bestimmen. Theodor Herzl, der „Vater des modernen Zionismus“, sprach den berühmt gewordenen Satz: „Wenn ihr es wollt, ist es kein Traum.“²

Aber der Traum von Israel, der seine Erbauer belebte, und jüdisches Streben noch immer animiert, ist nicht der eines „normalen“ Staates, der wie alle anderen ist, ein Staat, dessen Mängel angenommen werden als „Preis“ der Realpolitik in einer „gefährlichen Nachbarschaft“.

Asher Ginzberg, der unter dem Pseudonym Achad Ha'Am geschrieben hat, träumte von einem jüdischen Staat, der die jahrtausendealten Werte des jüdischen Volkes verkörpern würde. Dieser Staat würde Licht der Nationen sein in der Art und Weise, wie es sein kollektives Leben führt, ein Staat als Vision, wie ein Staat sein sollte.

Dieser Traum ist es, der uns leiden lässt an der Distanz zwischen dem, was Israel sein könnte (sollte) und dem, was es in diesem Augenblick ist. Dieser Traum fordert uns auf, Falsches zu korrigieren. Und dieser Traum treibt unsere tiefe Verbundenheit mit Israel über die einfache „Unterstützung“ hinaus zu einer tiefgreifenden, das ganze Leben berührenden Verbindung.

Für uns Juden ist darum diese Verbindung mit Israel aufs Engste mit unserer Vergangenheit, aber ebenso mit unserer Gegenwart und Zukunft verknüpft, weit über das Politische hinausreichend. Wir können nicht erwarten, dass Nichtjuden ähnlich denken und fühlen. Aber wir hoffen, dass unsere christlichen Freunde und Dialogpartner sich in ihrem Sprechen und Handeln bewusst sind, was uns Juden diese Verbindung bedeutet.

2 Anm. d. Red.: Vgl. Ruben Frankenstein, „Wenn ihr wollt, ist es kein Märchen“, in FrRu NF 19(2012)42–53.